

Probleme der Idealisierung*

Übersicht: Im Rahmen der psychoanalytischen Sozialisationstheorie und Sozialpsychologie sind Wesen und Funktionen des „Idealisierens“ näher bestimmt worden. Idealbildungen vermitteln zwischen den Triebwünschen der Individuen und der kulturellen Tradition. In der vorliegenden Arbeit wird versucht, progressive und regressive Funktionen, wie sie Idealisierungen im psychischen Haushalt von Einzelnen und Kollektiven erfüllen können, voneinander abzugrenzen und die Bedeutung des Idealisierens für das politische Handeln auszumachen. Zur Illustration dienen Fallskizzen und Verweise auf kollektives Verhalten in Deutschland vor und nach 1945.

Die Psychoanalyse ist eine Konflikt-Theorie. Dafür spricht ihr Konzept des dynamischen Unbewußten, in dem einander widersprechende Triebe herrschen, und das Strukturkonzept von Es, Ich, Über-Ich, die als einander entgegengesetzte, doch auch ergänzende, nach Synthesen strebende Instanzen des psychischen Geschehens angesehen werden. Auch Träume und Symptome werden als Kompromißbildungen einander bekämpfender Kräfte verstanden. Insofern läßt sich die Psychoanalyse als eine dialektische Theorie bezeichnen. Doch läßt sich das Freudsche Denken keiner philosophischen Richtung mühelos zuordnen. Die psychoanalytisch-kritische Untersuchung der unbewußten Motive, der pseudovernünftigen „Rationalisierungen“, der kollektiven Illusionen vom Typus der Religion und der gesellschaftlichen Konventionen entzieht falschen Idealisierungen den Boden. „Nichts darf uns“, sagt Freud in „Die Zukunft einer Illusion“, „davon abhalten, die Wendung der Beobachtung auf unser eigenes Wesen und die Verwendung des Denkens zu seiner eigenen Kritik gutzuheißen“ (1927, Seite 356)¹.

* Alexander Mitscherlich zum 65. Geburtstag.

¹ Marxisten (vgl. dazu jetzt H. Dahmer: Libido und Gesellschaft, Frankfurt 1973) haben Freud wiederholt den Vorwurf gemacht, daß er sich auf Bewußtseinsreform und Illusionsverzicht beschränkte. Erst mit dem Ende der sozialen Ungleichheit könne auch die intellektuelle Denkhemmung aufgehoben werden. Sie vergessen oft, daß Freud an eine tiefgehende gesellschaftliche Veränderung nur glaubt, wenn diese auch die unbewußten Anteile des Menschen miteinbeziehen könnte, was ein langes „denkendes Probehandeln“ voraussetzen würde. Gerade, meint Freud, „unsere kurzsichtig beschränkte Kleinarbeit“ (Hemmung, Symptom und Angst, GW XIV, Seite 123) mache die Neuaufgaben gängiger „Weltanschauungen“ nötig. Andererseits war er Realist genug, um zu sehen, daß ohne „reale Veränderung in den Beziehungen zum Besitz“ die Ethik vergeblich predigen würde (Das Unbehagen in der Kultur, GW XIV, Seite 504).

Im deutschen Sprachbereich verband sich — im allgemeinen, nicht nur im philosophischen Bewußtsein — mit „Idealismus“ immer die Vorstellung des Triumphes des Geistes über die Materie. Entsprechend wird auch der Idealist hochgeschätzt und der Pragmatiker verachtet. Im angelsächsischen Sprachbereich hingegen hat das Wort „Idealist“ eine eher abwertende Bedeutung im Sinne von Spekulation und Wunschdenken. Hier findet der „Realist“ eine positive Bewertung als ein nüchterner Mensch, der nicht Opfer seines Wunschdenkens wird, sondern sich streng an der vorgefundenen Realität orientiert. Das geht oft so weit, daß nur, was in ihr zu messen, experimentell wiederholbar ist, als wissenschaftliche Wahrheit angesehen wird.

Freud lag vor allem daran, den Menschen ihre innere Realität nahezu bringen. Mit Hilfe seiner Methode der freien Assoziation entdeckte er die unsere Verhaltensweisen und Handlungen beeinflussenden unbewußten Motivationen. Indem er die Menschen mit der Macht ihres Unbewußten konfrontierte und nachwies, daß das Ich nicht Herr im eigenen Haus sei, verlangte er viel von ihnen. Die Psychoanalyse war nach den Entdeckungen von Kopernikus und Darwin die dritte und empfindlichste Kränkung, die den Menschen widerfahren ist.

Es ist klar, daß insbesondere Selbst- und Fremdidialisierungen der Konfrontation mit unbewußten Motiven zum Opfer fallen. Wenn ein Erwachsener an der Neigung zu idealisieren festhält, wird das vom Psychoanalytiker als Fixierung an infantile Bedürfnisse oder als Abwehrverhalten gegen angsterregende oder das Selbstwertgefühl kränkende Impulse angesehen.

Der Begriff „Idealismus“ ist in dem kürzlich erschienenen psychoanalytischen Lexikon von Laplanche und Pontalis (1972) nicht zu finden. Statt dessen ist dort von Ich-Ideal und Idealisierung die Rede. Das Ich-Ideal stellt ein Vorbild dar, an das das Ich sich anzugleichen sucht. Es wird als Instanz der Persönlichkeit definiert, die aus dem Zusammenfließen der Idealisierung des eigenen Selbst, den Identifizierungen mit den idealisierten Eltern und den kollektiven Idealen entsteht. Der Vorgang, in dem eine fremde Person vom Subjekt an die Stelle seines Ich-Ideals gesetzt wird, liegt nach Freud der Massenbildung zugrunde. Im Vorgang der Idealisierung wird ein Objekt, soll heißen ein Mitmensch, eine Idee oder eine Sache, vergrößert und psychisch erhöht, ohne daß eine Änderung seiner tatsächlichen Natur stattgefunden hat.

Auch wenn der heutige Psychoanalytiker nach wie vor die Reife und Gesundheit eines Menschen unter anderem an seiner Fähigkeit mißt, zwischen äußerer und innerer Realität, zwischen Wunsch und Wirklich-

keit zu unterscheiden, ist er sich doch zunehmend darüber im klaren, welche Rolle die Fähigkeit, Ideale finden zu können, im psychischen Haushalt eines jeden Menschen spielt. Es ist klar, wir alle brauchen Ideale, Vorbilder, an denen wir uns orientieren, nach deren Verwirklichung wir streben können. Ohne sie sind wir einem Gefühl der Leere ausgesetzt, und das lebendige Interesse an den Dingen der Welt und an unseren Mitmenschen geht verloren. Wenn das Bedürfnis — und zwar nicht nur das des Kindes und des Jugendlichen, sondern jedes Menschen —, sich ein Ideal aufzubauen, nicht rechtzeitig adäquat befriedigt wird, werden später oft Führer zweifelhafter Art gesucht oder bestimmte, als „richtig“ angesehene Ziele rücksichtslos verfolgt. Der Zweck heiligt dann die Mittel. Heinz Kohut hat unlängst in seinem Buch über den „Narzißismus“ (1973 a) systematisch dargestellt, daß durch fehlende Idealisierungsmöglichkeiten im Kindes- und Jugendalter narzißtische Störungen, d. h. Störungen des Selbstwertgefühls und der Objektbeziehungen, entstehen.

In der rücksichtslosen Art, „richtige“ Ziele zu verfolgen, entdecken wir unschwer das, was Kohut „narzißtische Wut“ (1973 b) nennt, eine Aggression, die infolge von Kränkungen des Selbstwertgefühls entstanden ist. Rachebedürfnisse werden dann oft zwanghaft verfolgt, in der untergründigen Hoffnung, dadurch das bohrende Gefühl einer tiefen seelischen Kränkung loszuwerden. Dessen Ursprung bleibt dem nach Rache Dürstenden unbewußt.

Bekanntlich waren es kollektive Rachewünsche dieser Art, die in den letzten Jahren der Weimarer Republik zu Hitlers politischem Sieg beitrugen. Individuelle Kränkungen lassen sich leicht auf nationale verschieben oder mischen sich mit diesen, wenn nationale Haltungen, politische Führer oder Ideologien dem Vorschub leisten.

Dazu ein Beispiel: Peter war das einzige Kind eines enttäuschten und verbitterten Vaters. Dieser litt vor allem darunter, daß er beruflich wenig Anerkennung fand. In einer Gesellschaft, in der Erfolg so hoch bewertet wird, gelang es dem Vater nicht, mit dieser Kränkung fertig zu werden. Sein Gefühl, ein Versager zu sein, machte ihn überempfindlich, insbesondere solchen Menschen gegenüber, die er als überlegen empfand und von denen er fürchtete, nicht für voll genommen zu werden. Es gab im Laufe der Zeit immer weniger, was er nicht als Kränkung auszulegen vermochte. Der geringste Anlaß genügte, um ihn wütend zu machen, eine Wut, die er aber meist nur in der Familie offen zu zeigen wagte. Die schmerzliche Einsicht, nicht so geachtet zu werden wie seine erfolgreicheren Brüder, wehrte er mit Rückzug aus seiner sozialen Umwelt und mit Hochmut ihr gegenüber ab. Er sei, so sagte er zu Hause, den anderen eben im Grunde überlegen. Peter identifizierte sich mit diesem defensiven Ideal seines Vaters, wandte sich wie dieser von seiner Umgebung ab und wollte besser und anders sein als sie. In dieser Art der Identifikation mit dem Vater konnte er natürlich kein stabiles Selbstwertgefühl aufbauen, denn im Grunde blieb er wie sein Vater von dem Urteil

seiner sozialen Umgebung und deren Bestätigung der eigenen Person zutiefst abhängig. Außerdem wirkte auch der Vater in seiner dauernden Gereiztheit und Intoleranz kleinen Fehlern und Mißerfolgen des Sohnes gegenüber entmutigend auf ihn. Die ungeduldrigen Forderungen und lieblosen Reaktionen des Vaters auf Ungeschicklichkeiten und Versagenssituationen seines Sohnes zerstörten frühzeitig die für die ersten Kinderjahre so notwendigen Selbstidealierungen. Verbunden mit dem unausgesprochenen Verbot, in Lehrern oder Mitschülern nachahmenswerte Identifikationsobjekte zu sehen, ließ ihn die innere Wertunsicherheit in der Schule bald zu einem Versager werden. Das brachte ihm nun endgültig den Verlust der väterlichen Liebe und Achtung ein, denn für den Vater war es natürlich besonders schwer erträglich, daß „sein“ Sohn keinen Erfolg hatte. Seine Wut darüber äußerte der Vater ohne Hemmungen. Die unausweichliche Folge war, daß Peter zunehmend unter den gleichen Gefühlen des eigenen Unwertes, wütender Gekränktheit wie der Vater litt und in dauernden Angstspannungen vor weiteren narzißtischen Kränkungen lebte. Wann immer er solche — zu Recht oder zu Unrecht — auf sich zukommen sah, geriet er in Wut und fügte denen narzißtische Kränkungen zu, von denen er solche fürchtete.

Man kann das mit Anna Freuds (1936) Begriff der „Identifikation mit dem Angreifer“ vergleichen. In ihrem Buch „Das Ich und die Abwehrmechanismen“ stellt sie einen kleinen Jungen dar, der seine Angst vor der Schelte der Erwachsenen dadurch abwehrt, daß er, dieses Geschehen vorwegnehmend, selber zu schimpfen beginnt, um auf diese Weise seine Angst vor dem Zorn der Erwachsenen kontrollieren zu können. Wenn Peter in Erwartungsangst vor narzißtischen Kränkungen geriet, konnte er ohne Rücksicht auf Verluste aggressiv, kränkend oder vorwurfsvoll reagieren, wobei er natürlich oft Unschuldige traf und sich viele Feinde machte.

Wut und Scham sind offenbar benachbarte Erregungen, denn oft wechseln die Verhaltensweisen eines in seinem Selbstwertgefühl gestörten Menschen zwischen Wut- und Schamreaktionen. Der Ursprung der Schamgefühle läßt sich meist auf Kränkungen exhibitionistischer Wünsche zurückführen, etwa wenn man sich selber oder jemand anderen, mit dem man identifiziert ist, im Zentrum der Aufmerksamkeit erlebt und von seiner Umwelt Lob, Liebe und Begeisterung erwartet, dies aber ausbleibt oder man sich gar der Kritik, Ablehnung oder Lächerlichkeit ausgesetzt sieht. Bei Kindern in der Vorpubertät und bei Jugendlichen, deren Selbstwertgefühle besonderen Schwankungen ausgesetzt sind, genügt oft schon die Vorstellung solcher Situationen, um Angst und Scham zu erregen. Die Eltern, von deren Wertschätzung das eigene Selbstgefühl abhängt, dürfen sich dann z. B. nicht in der Schule zeigen, oder es ist angsterregend, wenn sie in der Öffentlichkeit auftreten, weil Kritik an ihnen so entsetzlich beschämend ist etc. Narzißtische Wutgefühle oder Wutausbrüche dagegen haben, wie Kohut und Anna Freud es darstellten, viel mit der Angst zu tun, die Kontrolle über sich und andere verlie-

ren zu können, auf Liebe, Anerkennung und überhaupt auf die Existenz Lob und Hilfe spendender mitmenschlicher Objekte keinen kontrollierenden Einfluß zu haben.

Das Gefühl, versagt zu haben, das in Peter wie in seinem Vater die gleiche mit chronischer Wut abgewehrte Scham hatte entstehen lassen, ließ sich, als die Gelegenheit sich ergab, ohne Schwierigkeiten auf nationale Kränkungen verschieben: Peter wurde deswegen wie sein Vater zu einem Bewunderer Hitlers, von dem beide Rache für erlittene Kränkungen erhofften.

Bereits Otto Fenichel hat formuliert, daß sowohl die Selbsteinschätzung wie Inhalt und Ausmaß der Abwehrhaltungen von den „Idealen“ abhängen („the self-esteem of a person as well as the content and degree of his defenses depend upon his ‚ideals“; Fenichel, 1945, S. 587). Der Besitz von Idealen allein genügt nicht, um die Selbstachtung zu stabilisieren. Man muß sich auch fähig fühlen, sie einigermaßen zu verwirklichen, oder man muß sich mit einer Gruppe und deren Idealen identifizieren und sich von ihr angenommen fühlen.

Der Inhalt der Ideale bestimmt die Art der „Abwehr“, eine typische, mehr oder weniger neurotische Form der Selbstverteidigung. Wenn z. B. Heldentum das Ideal ist, wird die Abwehr gegen passive Wünsche besonders heftig, wenn Sauberkeit, Ordnung und Gesetzestreue Ideale sind, werden Rebellion, Schmutzlust, Unordnung unterdrückt etc. Das Ideal kann eine Eigenschaft sein oder ein Objekt; man sucht mit ihm zu verschmelzen, möchte in seiner Nähe sein, sehnt sich nach seiner Liebe und Anerkennung und richtet sich nach seinem Wertsystem.

Es kann aber auch der Wunsch vorherrschen, selbst zu einem Ideal zu werden. Die Inhalte solcher Selbstideale können vorwiegend objektgerichtet sein; dann ist das Ziel z. B., eine liebende Mutter, ein liebender Ehepartner, treuer Freund, aufopfernder Revolutionär etc. zu werden. Oder die Anstrengungen sind auf das eigene Selbst zentriert und haben dann z. B. Erfolg, Ruhm und Ehre zum Inhalt. Wird der Wunsch nach moralischer Perfektion zum Ideal, so steht er in enger Verbindung mit dem Über-Ich des Individuums, das sich solche Ziele steckt (Roy Schaffer, 1967).

Ideal und gesellschaftlich vertretene Werte sind eng miteinander verbunden. Die Identifikation mit einer Vorbildfigur bedeutet zugleich die partielle oder totale Identifikation mit dessen Wertsystem. Wenn die eigene Gesellschaft, innerhalb derer die Identifikation sich abspielt, kein anziehendes oder überzeugendes Ideal vermittelt, allzu verschiedenartige und einander entwertende Ideale aufstellt oder sich widersprüchlich

ihren eigenen Idealen gegenüber verhält, erweckt das naturgemäß Verwirrung, Hilflosigkeit, Wut und schließlich Gleichgültigkeit. Fenichel betont sicher nicht zu Unrecht, daß das Individuum in unserer Gesellschaft sich in besonderem Maße widersprechenden Idealen und Forderungen ausgesetzt sieht. Als Folge dieser vielfältigen Widersprüche fühlen sich junge Menschen heute — und nicht nur sie — oft desorientiert und haben keine Hoffnung, Konfliktlösungen zu finden, denen man leicht zustimmen könnte. Wenn sie einer guten Realitätsprüfung fähig sind, entsteht in ihnen oft das Gefühl zynischer Verachtung. Manche versuchen unter Opferung der Realitätsprüfung durch kurzsichtigen Aktivismus oder sektiererische Zusammenschlüsse ihre Hoffnungslosigkeit zu überspielen.

Alexander Mitscherlich hat zwei verschiedene Arten der Grausamkeit beschrieben (1972), von denen die eine in pervertierten „law-and-order“-Gesellschaften vorherrscht. Mit Hilfe der Idealisierung des unbedingten Gehorsams sollte im Deutschland Hitlers das selbständige Denken zunichte gemacht werden. Nach dem Grundprinzip terroristischer Massenbildung wurde dem Individuum das eigene Ich-Ideal genommen und durch das vergottete Bild des „Führers“ ersetzt. Durch diese Veräußerlichung (Externalisierung) des Ich-Ideals wurde die Korruption der Werte und Zielsetzungen erst möglich. Das zeigte sich etwa darin, daß Individuen, die vorher ernstlich nie daran gedacht hätten, nun mit Hilfe falscher Idealisierungen zu unvorstellbaren Grausamkeiten fähig wurden.

Idealisierungen dienen gewiß nicht nur der Selbsttäuschung oder dem Zweck, ein gesundes Gefühl der Selbstachtung aufzubauen, sie können auch als Abwehr gegen angsterregende Aggression benutzt werden. In dem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ (1967) haben wir darzustellen versucht, daß in Deutschland das Gegensatzpaar Aggression-Idealisierung besonders kraß in Erscheinung trat. Die hierarchische Gesellschaftsordnung mit ihrer strengen Erziehung war lange Zeit eine Selbstverständlichkeit, und die wütenden Aggressionen, die Gefühle der Erniedrigung und Wertlosigkeit, die dadurch entstanden, ließen sich in solchen autoritätsbesessenen Gesellschaften oft nur mit Hilfe von Idealisierungen der bedrückenden Autoritäten abwehren. Das führte dazu, daß Liebe auf der Basis der Überhöhung ihrer Objekte zur Regel wurde, eine Liebe, die die Konfrontation mit der Realität des Liebesobjektes meist nicht überlebte.

Auf der Grundlage solcher psychischer Phänomene, die zur „typischen“ Haltung einer ganzen Nation werden können, wurde schon die Nieder-

lage im ersten Weltkrieg in vernichtender Weise als Entwertung erlebt, — als Bedrohung des idealisierten Objekts „Vaterland“. Deshalb galt es, diese Niederlage um jeden Preis zu verleugnen oder sich für die angetane Schmach zu rächen. Als in dieser Situation die Möglichkeit auftauchte, einen Mann zu idealisieren, der sich als Retter der Nation anpries, d. h. versprach, Rache zu nehmen und das gekränkte Selbstwertgefühl zu reparieren, war kollektivpsychologisch der Weg zum Faschismus frei. Gewiß wog die Selbstidealisation, Verleugnung und Projektionsneigung, aus der eine Vielzahl von Realitätstäuschungen folgen, im Deutschland der zwanziger und dreißiger Jahre besonders schwer. Aber viele Nationen neigen zu übertriebener Selbstachtung und zu entsprechend übertriebener Geringschätzung des Fremden. Eine noch nicht geleistete, aber dringend notwendige Aufgabe besteht darin, die Interaktion gesellschaftlicher und seelischer Voraussetzungen zu untersuchen, die Katastrophen solchen Ausmaßes heraufbeschwören wie die Machtergreifung Hitlers.

Ob sich die Idealisierung positiv oder negativ auswirkt, hängt nicht nur davon ab, welchen Inhalt die Ideale haben, sondern auch davon, zu welchem Ziel oder auf welche Weise wir sie benutzen. Die Liebesfähigkeit eines Menschen bleibt abhängig davon, ob er im anderen eine (wenigstens partielle) Verwirklichung seines Ideals zu sehen vermag, und seine Arbeitsfähigkeit bleibt davon abhängig, ob er im Laufe seiner Arbeit etwas tun kann, was er für wertvoll und hilfreich hält. Ohne Zweifel fühlen wir uns auch glücklicher, wenn wir die Fähigkeit, uns für ein Ideal einzusetzen und bewundern zu können, bewahrt haben. Man muß van Gogh zustimmen, der seinem Bruder Theo schrieb: „Bewundere so viel du kannst, die meisten Menschen bewundern zu wenig.“ (I. und J. Stone, 1937) Es ist jedoch gar nicht so einfach, das Objekt zu finden, das zu bewundern eine produktive und nicht bloß „bezaubernde“ Wirkung auf uns ausübt. Es kommt darum darauf an, der eigenen Bewunderung gegenüber kritisch zu bleiben und sich über ihre inneren und äußeren Motive und Zusammenhänge soweit wie möglich Klarheit zu verschaffen. Das gleiche gilt aber auch für die Unfähigkeit zur Bewunderung und die ihr zugrunde liegenden Gefühle des Neides und der Rivalität. Hier muß auch die nicht kleine Zahl derer erwähnt werden, die keine realen, sondern nur idealisierte Menschen und Objekte lieben können. Nicht selten sehen wir aus diesen Gründen bei der gleichen Gruppe oder Nation, daß die Tendenz zu übermäßiger Idealisierung und Bewunderung und die zu vernichtender Kritik, zu Neid und Rivalität gleichzeitig oder im Wechsel auftreten.

Hier stoßen wir allerdings an eine Grenze der individuellen Psychologie. Was als Realität und Normalität jeweils verstanden wird, ist eine soziale Definition. Werte werden den Menschen als Gebote vorgesetzt, und es ist unumgebar, daß sie sich — zumindest als Kinder — mit ihnen identifizieren. Um so enttäuschender ist es dann, daß solche Ideale sich oft als unverbindliche Worte erweisen und die Erwachsenen nicht bereit sind, die Schattenseiten ihres Wertsystems auch nur wahrzunehmen.

Als Revolutionär kann man jemanden definieren, der das Ausmaß, in dem seine Gesellschaft die vorgegebenen Ideale nicht erfüllt, dramatisch darzustellen vermag und verlangt, die Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit zu beseitigen, die von vielen seiner Mitmenschen aus Furcht vor schmerzlicher Erkenntnis oder materiell-egoistischen Gründen ignoriert wird. Aber auch die dem revolutionären Handeln zugrundeliegenden psychischen Bedürfnisse sind vielfältig. Es ist offensichtlich, daß es nicht allein dem altruistischen Wunsch entspringt, eine bessere Welt aufzubauen.

Der Revolutionär spricht zuerst den Idealismus der Jugend an. Sie sieht oft schärfer als die ihr vorangehende Generation die Schwächen eines sozialen Systems, für dessen Existenz sie die Elterngeneration verantwortlich macht. Denn da ihre Eltern und die späteren Elternfiguren diejenigen waren, die ursprünglich von ihr idealisiert wurden, sind sie zu gleicher Zeit der Maßstab, an dem die Jugend ihre Ideale mißt. Klar denkende junge Menschen jeder Generation sind empört, wenn sie ihre Idealisierungen aufgeben und Kompromisse mit dem Unzulänglichen, mit Feigheit, Opportunismus etc. schließen sollen. Diese in der Geschichte immer wieder auftretende Abwendung von zunächst verehrten Eltern- und Vorbildfiguren verläuft zwischen den gegenwärtig lebenden Generationen besonders heftig. Nicht selten spielt dabei auch die Enttäuschung eine Rolle, daß der zunehmende Wohlstand nicht auch das Glücksgefühl vermehrte. Gleichlaufend mit der Verbesserung der materiellen Lebensumstände im Verlauf der industriell-technischen Revolution hat man sich damit abfinden müssen, in einer Massengesellschaft zu leben, in der der Einzelne nur selten noch die Beachtung findet, nach der er sich sehnt.

Je enttäuschter der Jugendliche sich nun selber fühlt, obwohl er zugeben muß, daß es ihm, was seine technisch-materielle Ausrüstung betrifft, ungleich besser geht als früheren Generationen, um so mehr wird er eine Neigung in sich spüren, auf diejenigen aufmerksam zu machen, die sich wie er enttäuscht und vernachlässigt fühlen: die Hungernden und Verelendeten im eigenen Lande und vor allem in der Dritten Welt. Berech-

tigte Schuldgefühle wegen der eigenen bevorzugten Stellung als Mitglied einer hochindustrialisierten Gesellschaft und wegen der oft aggressiven, herabsetzenden Einstellung zu Eltern und Elternfiguren tragen dann dazu bei, die Schuldigen für die Ungerechtigkeit der Welt in der älteren Generation zu suchen — nicht nur auf Grund richtiger kritischer Einsicht, sondern auch, weil zur Beruhigung eigener Schuldgefühle Schuldige namhaft gemacht werden müssen.

In Deutschland waren nach der Niederlage Hitlers die demokratischen Grundrechte die politischen Ideale, auf deren Realisierung die Jugend hoffte. Die Ruhe und Angepaßtheit der Jugendlichen in den fünfziger Jahren läßt sich deswegen nicht nur als Folge des überwältigenden Verlustes von ideellen Werten verstehen, sondern auch darauf zurückführen, daß viele nach der Katastrophe des Hitlerregimes an eine intensivierte Verwirklichung demokratischer und sozialer Ideale in der westlichen Welt fest glaubten. Als dann nicht mehr zu übersehen war, daß im eigenen Land wie in den USA nach wie vor egoistische Machtpolitik getrieben wurde, war die Desillusionierung schmerzlich und offenbarte die eigene Ohnmacht. Die ältere Generation aber hielt in der Phase des „kalten Krieges“ an ihrer Verleugnung der Diskrepanz zwischen Ideal und Realität fest. In einem anderen Zusammenhang haben wir (A. und M. Mitscherlich, 1967) vom psychischen Immobilismus der deutschen Nachkriegsgesellschaft gesprochen. Man war froh, noch einmal davongekommen zu sein, und wollte sich ungestört mit den neuen Idealen der westlichen Demokratien identifizieren, um auf diese Weise das Gefühl eigener Wertlosigkeit zu überwinden und die Auseinandersetzung mit den peinlichen Schuldgefühlen zu umgehen.

Kehren wir zur individuellen Psychologie zurück. Die Ablösung von den Eltern bleibt für jeden Jugendlichen unumgänglich. Die in der Pubertät neu stimulierten ödipalen Gefühle werden als besonders gefährlich erlebt, denn die körperliche sexuelle Reifung macht den Inzest zur realen Möglichkeit. Die Fluchtregression zu kleinkindlichen Verhaltensweisen wird zwar oft angetreten, bringt jedoch keine Lösung, denn der Jugendliche gerät dadurch in Konflikt mit den Forderungen seiner Mitwelt und den eigenen Selbstwertgefühlen. Zudem erscheinen ihm die bis dahin mehr oder weniger idealisierten Eltern und Elternfiguren auf Grund seiner wachsenden kritischen Wahrnehmungsfähigkeit auch tatsächlich weniger begehrenswert. Mit dem Gefühl schwindender Übereinstimmung mit den Eltern verliert er seine bisherigen Objektbeziehungen und Ideale, ohne schon neue dafür gefunden zu haben. In dieser Vereinsamung sucht er ferne und unantastbare Idealgestalten, seien es politische — wie Mao-tse-

tung und Che Guevara — oder romantische in den wiederentdeckten Büchern Hermann Hesses.

Idealisierung kann demnach oft als Rückzug von Beziehungen zu Menschen der Wirklichkeit und als Ausdruck einer narzißtischen Entwicklung angesehen werden, sie kann aber auch als notwendiges Stimulans dienen, um neue mitmenschliche Beziehungen einzugehen, sich für eine gerechte Sache einzusetzen und Gefühle für das Elend anderer zu entwickeln.

Winnicott (1953) hat geschildert, daß das Übergangsobjekt des Kleinkindes, ein weiches Stofftier oder ein anderer weicher Gegenstand, den man lieblos kann, der langsamen Lösung aus der symbiotischen Beziehung zur Mutter dient. Das Übergangsobjekt stellt ein Symbol der Mutter-Kind-Einheit dar, dessen sich das Kind spielerisch zu bemächtigen vermag, das ihm hilft, die Angst vor dem Alleinsein zu bewältigen. Ähnlich braucht später der Jugendliche in der Zeit der Ablösung von der Kindheit oft ein neues Ideal als eine Art geistigen Übergangsobjektes, um sich von seiner kindlichen Bindung an die Eltern zu lösen und seine Wertvorstellungen, Beziehungen und Gefühle zu erweitern. Nur wenn es ihm gelingt, außerfamiliäre Vorbildfiguren oder Ideen, Gruppen etc. zu idealisieren, kann er sich diesen zuwenden. Die entwicklungsgerechte Lösung der Bindung an Eltern und andere Schutz und Anregung gebende Figuren der Kindheit besteht unter anderem in der Anknüpfung idealer Freundschaften. Sie erlösen vom Gefühl der Leere und Verlorenheit. So wie der Jugendliche vorher die Basis seines Selbstwertgefühls in der Zugehörigkeit zu seiner Familie besaß, findet er jetzt seinen psychischen Standort, seine wachsende Identität in der Identifikation und, wie René Spitz sagen würde, im „Dialog“ mit Gleichaltrigen. Es ist klar, daß mit Hilfe der Idealisierung außerfamiliärer Vaterfiguren und dem Vater widersprechender Wertvorstellungen auch — dem Analytiker gut bekannte — ödipale Aggressionen zum Zuge kommen. Selten kann man den Vater psychisch so wirkungsvoll vernichten, als wenn man ihm durch Überidealisierung von Personen und Ideen, die in krassem Gegensatz zu seinen Wertvorstellungen und Idealen stehen, seine eigene Wertlosigkeit vorführt.

Freud beschrieb in seinem Essay „Massenpsychologie und Ichanalyse“ als ersten Schritt zur Massenbildung die Tendenz, das Ich-Ideal zu externalisieren. Diese Tendenz ist auch für den Jugendlichen charakteristisch, der versucht, sich von seinen kindlichen Bindungen und Wertvorstellungen zu lösen, indem er nach neuen Idealen und Idealfiguren Ausschau hält. Mit deren langsamer Verinnerlichung kann sich dann

schließlich eine Verschmelzung mit jenen Idealen vollziehen, die über Kindheit und Jugend hinaus Einfluß behalten haben.

Die Gefahr, dabei „falschen“ Idealen und Demagogen anheimzufallen, ist besonders groß, da die kritischen Ich-Funktionen und die Menschenkenntnis des Jugendlichen verhältnismäßig wenig entwickelt sind. In solchen Übergangsstadien, in denen sich die kindliche psychische Struktur partiell in Auflösung befindet, sind Regressionen unvermeidlich. Ganze Gruppen können solchen regressiven Tendenzen anheimfallen. Sie können destruktiv, quälsüchtig, idealistisch, überkritisch und kritikalos zugleich und vieles mehr sein, sie können je nach Größe und Überzeugungskraft von anderen, stärkeren Gruppen verlacht oder ausgestoßen werden oder selber denjenigen, der sich ihnen nicht anschließt, fallen lassen oder sogar verfolgen.

Andererseits dienen regressive Verhaltensweisen der unbewußten Absicht, zu einem nicht überwundenen Entwicklungsstadium zurückzukehren, in dem traumatische Erlebnisse zu neurotischen Formen der Abwehr führten. Die innere Unsicherheit des Jugendlichen in der Pubertät verbindet sich dann mit nicht überwundenen kindlichen Ängsten, die dadurch entstanden sein können, daß das Kind zu früh seiner Illusion von der Macht und Vollkommenheit seiner Eltern beraubt oder der Jugendliche zu häufig von seinen Idealen oder Idealfiguren enttäuscht wurde.

Indem der Sinn solcher regressiver Verhaltensweisen verstanden wird, eröffnet sich der Weg zur Auflösung neurotischer Fixierungen und zu progressiven Möglichkeiten, die Reifungskrise zu bewältigen. Michael Balint sprach von dem „Neubeginn“, zu dem seine regredierten Patienten fähig waren, nachdem sie in einer psychoanalytischen Behandlung den Sinn ihres Verhaltens verstanden hatten und ihre Angst besser bewältigen konnten. Auch festgefahrene „charakterneurotische“, d. h. vom Individuum als „normal“, als ich-gerecht erlebte Verteidigungshaltungen gegenüber verdrängten, meist aus angsterregenden Kindheitserlebnissen stammenden Gefahren können mit dem besseren Verständnis ihrer Funktion neuerlich in Bewegung geraten. Das beschädigte Vertrauen — nicht nur den Mitmenschen gegenüber, sondern auch zum eigenen Selbst — kann dann wieder aufgebaut werden.

Auch der Erwachsene muß gelegentlich regredieren, um seine „primären Liebesbedürfnisse“ (M. Balint) befriedigen zu können. Das bedeutet, er muß genügend Vertrauen entwickeln können, um zu wagen, sich zu gegebener Zeit seinen Wünschen nach unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung und nach Entspannung hinzugeben. So stellt z. B. das Gefühl von

Glückseligkeit und völliger Einheit, das sich in einer guten geschlechtlichen Beziehung periodisch einstellt, eine notwendige Regression zu kindlichen Verschmelzungs- oder Geborgenheitserfahrungen dar. Regressionen dieser Art kann sich aber nur gestatten, wer sich seiner selbst einigermaßen sicher ist und weiß, daß er in der Hingabe nicht schutzlos versinkt, sondern mit neuer Kraft versorgt wieder auftauchen wird. Balint meinte deswegen, daß die Ich-Reifung vor allem dem Zweck diene, solche Regressionen zu ermöglichen, die die Entspannung oder den Aufbau vertrauensvoller mitmenschlicher Beziehungen fördern. Nun besteht aber eine gut bekannte Beziehung zwischen Regression und Illusion. Wie die Regression hat auch die Illusion ihre komplexe psychische Funktion und ist nicht nur als entwicklungshemmender Widerstand gegen innere und äußere Realitätsprüfung anzusehen.

Wie zwischen Illusion und Regression, besteht auch zwischen Illusion und Idealbildung eine enge Verbindung. Aus Illusionen über einen Menschen, eine Sache, eine Idee können leicht Ideale werden. Ideale wiederum erweisen sich im Laufe des Lebens oft als bloße Illusionen. So ist etwa die Auffassung, daß bloßes „Wachstum“ — industriell-technischer Fortschritt, wachsender Wohlstand etc. — ein Ideal sein könne, eine gefährliche Illusion.

Am Beispiel der Religion stellt Freud in „Zukunft einer Illusion“ dar, daß die kollektiv geforderten Illusionen Denkhemmungen setzen. Diese beeinträchtigen die Entwicklung des Individuums und beschränken und verzerren das Bewußtsein der Gesellschaft von sich selber. Nur durch Verzicht auf Illusionen könne erreicht werden, daß das Leben für alle erträglich werde und die Kultur keinen mehr bedrücke. „Man darf das“, so Freud, „die ‚Erziehung zur Realität‘ heißen, brauche ich Ihnen noch zu verraten, daß es die einzige Absicht meiner Schrift ist, auf die Notwendigkeit dieses Fortschritts aufmerksam zu machen?“² Denn, so schreibt er an anderer Stelle, „es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.“³ Doch dienen die Illusionen nicht nur der Selbsttäuschung, der falschen Idealbildung, der Aufrechterhaltung von sozialer oder kultureller Unterdrückung. Ohne den frühen Umgang mit Illusionen gäbe es kein Spiel, insbesondere kein Spiel der Phantasie⁴. Die Untersuchungen zahlreicher Analytiker (Erik Erikson, Winni-

² S. Freud, *Zukunft einer Illusion*, GW XIV, Seite 373.

³ a. a. O., GW XIV, Seite 333.

⁴ Die ethymologische Ableitung des Wortes führt zum „Spiel“ (ludus).

cott, Frijling-Schreuder, Solnit und anderer) zeigen, daß die Spielfähigkeit des Kindes mit der Kreativität des Erwachsenen in engem Zusammenhang steht.

Vor allem Winnicott hat an vielen Beispielen seiner klinischen Praxis demonstriert, wie wichtig Illusionen für die normale Entwicklung des Kindes sind. „Wir heißen also einen Glauben eine Illusion“, schreibt Freud in „Zukunft einer Illusion“, „wenn sich in seiner Motivierung die Wunscherfüllung vordrängt, und sehen dabei von seinem Verhältnis zur Wirklichkeit ab, ebenso wie die Illusion selbst auf ihre Beglaubigung verzichtet.“ Dennoch stellt auch Freud in der gleichen Arbeit fest, daß die Illusion im Gegensatz zur Wahnidee nicht einfach ein Irrtum ist (Freud, 1927, Seite 353 f.).

Viele junge Patienten, die wir beobachten konnten und die eine besondere Angst davor haben, tiefergehende Partnerbeziehungen einzugehen, zeigen oft gleichzeitig ein großes Bedürfnis danach, sich oder andere zu idealisieren. Ihre Angst, in einer engen Beziehung Enttäuschungen oder Zurückweisungen ausgeliefert zu sein, ist so groß, daß die Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, unentwickelt geblieben ist. Oder man fürchtet sich vor der Einfühlung, da die zu große Nähe den Verlust der eigenen schwachen Identität mit sich bringen könnte. Man nimmt deshalb Zuflucht zu Objekten, deren Wert von der Idealisierung, die man an ihnen vornimmt, abhängt. Ideale, Ideologien, „Schätze“ — Gegenstände oder Lieblingsgedanken — erhalten starke libidinöse Besetzung, können sie aber ebenso wieder verlieren. Je nach Bedarf muß ihnen die besondere Bedeutung gegeben oder auch wieder genommen werden können. Das stärkt das Gefühl eigener weitreichender Macht. Nur wenn es möglich ist, auch einen Menschen auf diese Weise, d. h. im Sinne eines Übergangsobjektes, zu gebrauchen, wenn er gleichzeitig primäre Liebes-, Idealisierungs- und Kontrollbedürfnisse befriedigt, ohne von sich aus entsprechende Wünsche anzumelden und das Gefühl der Unabhängigkeit und Entscheidungsfreiheit seines Partners infrage zu stellen, kann dieser die Beziehungen über längere Zeit aufrechterhalten. Daß Freundschaften und Liebesverhältnisse dieser Art leicht sado-masochistischen Charakter annehmen können, ist unschwer nachzuvollziehen, denn wer außer einem Masochisten wird sich auf die Dauer für eine solche Rolle eignen?

Ein Beispiel: Ein junger Mann, der als Kind viel allein gelassen wurde und dessen männliche Identifikation durch einen häufig abwesenden Vater und eine wenig einfühlende, ihm ihr Wertesystem aufdrängende Mutter gestört war, entwickelte frühzeitig die Tendenz, sich in seiner Kinder- und späteren Bastelstube für sich allein zu beschäf-

tigen. Dort baute er aus Teilen verschiedener Gegenstände neue Gebilde auf, die für ihn von zentraler Bedeutung waren, da sie seine Probleme symbolisch darstellten. Sie waren sein geheimer „Schatz“⁵, zu dem er zurückkehren konnte, wann immer er sich durch die Außenwelt enttäuscht oder unbefriedigt fühlte, deren Erfindung ihm Lebensgefühl und Lebenssinn vermittelte und seine Angst vor Kontrollverlust und Trennung beschwichtigte. Eine ähnliche Bedeutung gewann später für ihn das Spiel mit Gedanken und Ideen, er wurde zu einem originellen, oft bizarren und nicht immer verständlichen Schriftsteller, den zuviel mitmenschliche Nähe nach wie vor bedrückte und der auch seiner Frau und den Freunden nicht erlaubte, in seine „Schatzkammer“, seine Denkweisen einzudringen oder ihm die Zeit für seine inneren Auseinandersetzungen und Erfindungen zu kürzen.

Weitere kurze Beispiele sollen die verschiedenen Arten der Suche nach und der Benutzung von Idealen veranschaulichen. R. J. Lifton (1971) hat den „protean man“ beschrieben, den er als typisch für unsere Zeit ansieht. Dieser ändert mehrmals im Laufe seines Lebens seinen Glauben schnell, radikal und offenbar müheelos. Lifton bringt als Beispiel einen jungen Chinesen, der zuerst der typische Sohn, „junge Herr“, einer chinesischen Oberklasse war, dann als Student zum revolutionären Aktivisten wurde, der gegen die traditionelle Kultur und gegen ein nationalistisches Regime rebellierte, dann ein überzeugter Marxist und Maoist war, an einem Programm für systematische „thought-reform“ mitarbeitete, später vorübergehend als Flüchtling und antikommunistischer Schriftsteller in Hongkong lebte, um schließlich im Alter von 30 Jahren in der christlichen Religion Trost und Lebenssinn zu finden.

Ähnlich mutet der Lebenslauf eines Mannes an, der aus einer deutschen jüdischen Familie stammte, in den ersten Jahren des Nationalsozialismus begeisterter Anhänger Hitlers war, dann ein orthodox-gläubiger Jude wurde, später zum Katholizismus übertrat und sich schließlich damit begnügte, seinen beruflichen Erfolg zum Lebensinhalt zu machen.

Was ist die Ursache für ein solches Verhalten? Lifton wie andere sehen in diesen Charakterverformungen die typischen Folgen einer Zeit, in der die Ideologien wechseln, Wertsysteme nebeneinander bestehen und sich gegenseitig in Frage stellen, die Idealisierungsbedürfnisse junger Menschen durch frühzeitige Relativierung von Werten auf immer neuer Suche nach Befriedigung sind.

Hier stellt sich wiederum die Frage, welche Möglichkeiten dem Ich jeweilig zur Verfügung stehen, um innere und äußere Spannungen bewältigen zu können. Wenn es ihm gelingt, die äußere Realität günstig zu beeinflussen, so können möglicherweise seelische Spannungen gemildert werden. Die äußere Realität kann aber auch so starr, unbeeinflussbar

⁵ Béla Grundberger (Le Narcissisme, Paris 1971) hat in anderem Zusammenhang über die Bedeutung des „Schatzes“ berichtet.

sein, daß der Anpassungsvorgang nur mit mehr oder weniger schwerer Deformierung des Charakters gelingt. Dem Psychoanalytiker besonders gut bekannt ist der Typ des Agierers, dessen Bemühungen um Veränderung der äußeren Lebensumstände eine Flucht vor seinen inneren Problemen darstellen.

Vielen von uns beobachteten jungen Menschen mit Charakterdeformierungen, wie Lifton sie darstellt, oder mit einer protrahierten Angst vor Intimität fehlte in der Kindheit nicht selten der Vater, oder dieser war emotional abwesend. Desinteressiert an den identifikatorischen Bedürfnissen seiner Kinder stellte er für sie keine Orientierung, kein lebendes Vorbild dar. Das war bei dem jungen Juden der Fall, der nach allen ihm zur Verfügung stehenden Ideologien und Religionen griff, um einen inneren und äußeren Halt zu gewinnen, was ihm letztlich doch mißlang.

Bei zu langer väterlicher Abwesenheit hielten die Kinder an der symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung fest, als diese nicht mehr phasensprechend war, oder aber diese allzu enge Bindung wurde von der Mutter nach Rückkehr des Vaters zu plötzlich abgebrochen. Das Idealisierungs- und Schutzbedürfnis konnte dann am Vater nicht befriedigt werden — oder erst zu einer Zeit, in der psychische Traumata bereits zu einem Mangelzustand geführt hatten.

Ebenso oft war allerdings zu beobachten, daß beide Eltern ihren Kindern zu wenig Gelegenheit boten, das Bedürfnis, sie zu idealisieren, zu befriedigen, und ihnen z. B. durch falsch verstandene Kameradschaft oder Demonstration der eigenen Hilfsbedürftigkeit die Möglichkeit nahmen, sich mit Hilfe der zeitweilig notwendigen Illusion über elterliche Macht und Vollkommenheit geborgen und in der idealisierenden Identifikation mit ihnen des eigenen Wertes sicher zu fühlen. Später sind diese jungen Menschen Enttäuschungen gegenüber besonders empfindlich, so daß Idealisierung und Desillusionierung oft in schneller Folge wechseln. Ihre Ideale sind dann so realitätsfern und absolut, daß die Möglichkeit einer auch nur annähernden Erfüllung gar nicht gegeben ist. Dementsprechend ziehen sie sich von kaum begonnenen Freundschaften meist schnell wieder zurück, oder sie halten ihre Freunde mit Hilfe von Idealisierungen auf Abstand. Durch die idealisierten Selbst- oder Objektpräsentationen entziehen sie sich der „inneren Realitätsprüfung“ (Heinz Hartmann) und leben in der Illusion, daß ihre Ideale von sich und anderen, oder auch ihre utopischen Hoffnungen durch die äußere Welt bereits erfüllt seien oder kurz vor der Erfüllung stünden.

Soweit es sich bei diesen jungen Menschen um Studenten handelte,

wurde von ihnen die Möglichkeit, einer revolutionären Studentengruppe beizutreten, oft fast religiös begeistert wahrgenommen. Sie hatten nun gemeinsam mit anderen eine Idealvorstellung, ein Ziel, für das es sich einzusetzen lohnte und das sie aus ihrem einsamen Grübeln und ihren unbefriedigenden Größenphantasien zeitweilig befreite. Eine Einigung über eine ideale Zielsetzung, mit deren Hilfe eine Gruppenbeziehung stabilisiert wurde, war genau das, was sie nach vielen Enttäuschungen an sich selber und an ihren primären Idealen brauchten, da sie zu einer engen Partnerschaft — mit ihren Anforderungen an Einfühlung und Rücksichtnahme einerseits und arglosem Vertrauen andererseits — vorläufig nicht in der Lage waren. Sie brauchten Ideale, um das Gefühl tiefer Entmutigung und Einsamkeit zu überwinden und um Beziehungen zu Gleichaltrigen zu gewinnen; sie benützten zudem die Ideale als „Übergangsobjekte“, um die Lösung von den Eltern zu erleichtern. Mit anderen Worten: Sie brauchten ein Objekt, mit dem sie machen konnten, was sie wollten, das sie je nach Bedürfnis lieben, überhöhen, dann aber auch wieder fallenlassen konnten; von dem sie sich abwenden konnten, ohne deswegen Schuldgefühle entwickeln oder das Risiko eingehen zu müssen, selber fallengelassen oder abgelehnt zu werden. Sie gerieten damit auch nicht in Abhängigkeit von ihren Objekten, sondern hatten jederzeit die Möglichkeit, sich diese selber zu suchen oder herzustellen und dadurch das Gefühl der inneren Unabhängigkeit, der Kontrolle über sich und andere zu bewahren. Hierbei macht sich auch die relative Wahlfreiheit und Kreativität der Jugendlichen bemerkbar, die sich in einer vorübergehenden Auflösungsphase ihrer psychischen Struktur befinden. Sie sind offener und eindrucksfähiger als das Kind in der Latenzzeit und als der Erwachsene jenseits seines adoleszenten „Moratoriums“ (Erikson).

Das Moratorium im Sinne eines Aufschubs der Forderung nach festgelegter sozialer Verantwortlichkeit ist für das Erlebnis der Freiheit wichtig. Derjenige Jugendliche, dessen innere Struktur trotz chaotischer Episoden erhalten bleibt, erlebt damit meines Erachtens von neuem, was Erikson beim Kind die Entwicklung des „Spielraums“ (Erikson, 1972) nennt oder Winnicott (1971) als „potential space“ zwischen Mutter und Kind bezeichnet. Jetzt wird eine Kindheitsphase wiederbelebt, die oft durch die Wahl eines Übergangsobjektes eingeleitet wurde und in der sich die ersten Anfänge der Fähigkeit bemerkbar machen, allein sein zu können, ohne von Verlassenheitsängsten überfallen zu werden; Winnicott sieht in der Möglichkeit, stufenweise solche Erfahrungen machen zu können, die Grundlage der kulturellen Erfahrung überhaupt. In dem,

was heute Hobby genannt wird, finden sich Reste jener im frühen Kindesalter beginnenden spielerisch-kreativen Bedürfnisse nach Übergangsobjekten, die im Alltag nur selten noch sich entfalten können und befriedigt werden.

Die selbsterschaffene Illusion, das Spiel, die Freude an der Erfindung, am „Basteln“ von Gedanken, Ideen oder Gegenständen in das Leben des Erwachsenen zu integrieren und es dadurch lebendig und kreativ zu erhalten, scheint zunehmend schwieriger zu werden. Auch das „Spiel“ der Gesellschaft ist festgelegt und erlaubt kreativen Vorstellungen des Einzelnen oder kleinerer Gruppen kaum mehr, zum Zuge zu kommen. Das Bedürfnis nach Illusion kann nur noch passiv befriedigt werden — z. B. am Fernsehschirm oder in Science-fiction-Romanen. Der fabelhafte Erfolg von Autoren wie Däniken hat hier seine Wurzel.

Eine weitere Lebensgeschichte soll die Folgen gestörter Idealisierungsbedürfnisse illustrieren. Hans wurde während des 2. Weltkrieges geboren. In seiner frühen Kindheit sah er seinen Vater nur einige Male, wenn dieser seine kurzen Heimaturlaube zu Hause verbrachte. Am Ende des Krieges geriet der Vater in jahrelange russische Gefangenschaft und kam erst zurück, als Hans bereits 11 Jahre alt war. Hans unterhielt mit seiner Mutter eine enge Beziehung. Er hielt sie für die beste aller Mütter, aber er mußte sich frühzeitig darauf einstellen, oft allein zu sein, da die Mutter berufstätig war und ihn tagelang einer Nachbarin überlassen mußte. Wenn sie dann zurückkam, war sie müde oder auch depressiv, so daß Hans sich gezwungen sah, viel Rücksicht auf sie zu nehmen und seine eigenen Versorgungsbedürfnisse oder gar seine Wut und Angst darüber, soviel alleingelassen zu werden, zu unterdrücken.

Seine Mutter und er stellten gemeinsam den fernen Vater als ein unantastbares Ideal auf. Als dieser dann nach Jahren aus der Gefangenschaft zurückkehrte, war er krank und verhielt sich in vielem wie ein kleines Kind, das die ganze Aufmerksamkeit der Mutter forderte. Der Vater erlaubte sich also, was Hans so gut wie nie gewagt hatte. Die Zerstörung seiner Vaterillusion war abrupt und schmerzlich, als Hans mit der Realität eines schwachen, zu Tränenausbrüchen neigenden, seine Familie kindisch tyrannisierenden Vaters konfrontiert wurde. Außerdem war er natürlich eifersüchtig, denn er mußte die Mutter zum erstenmal mit jemand teilen und erleben, daß diesem anderen erlaubt und gegeben wurde, was er sich immer vergeblich ersehnt hatte. Wenn Hans sich jetzt ungeduldig, nörgelnd oder aggressiv verhielt, verstand seine Mutter die Ursache für das veränderte Verhalten ihres Sohnes nicht und wurde selber ungeduldig, so daß Hans sich auch von ihr abzuwenden begann.

Seine verspätete ödipale Rivalität mit dem Vater, die in den Beginn seiner pubertären Entwicklung fiel, lebte auch Hans nach dem bewährten Muster aus, mit besonderer Spitzfindigkeit und Intensität gerade solche Werte und Personen zu idealisieren, die im Gegensatz zu den Neigungen und der Persönlichkeit seines Vaters standen. Sein Verhalten spiegelte aber nicht nur seine eifersüchtige Aggression diesem gegenüber wider, es diente auch dem Zweck, das Gefühl des eigenen Wertes, das durch den enttäuschenden Vater und die verständnislose Mutter so schwere Einbußen erlitten hatte, zu reparieren. Sein kritischer Verstand und sein Realitätssinn waren zudem ausgebildet genug, um zu sehen, daß die Wertvorstellungen des Vaters vorwiegend der eigenen Selbstidealisation und seiner gekränkten Selbstachtung dienten und dem Sohn keine Hilfe boten, mit den tatsächlich bestehenden Nöten und Bedürfnissen seiner Generation und Zeit fertig zu werden.

Wir übersehen dabei nicht, wie schwierig es für Eltern ist, mit einer „double-bind“-Situation fertig zu werden, die dadurch entsteht, daß der Erwachsene dem Kind seine Illusionen von der Macht und Vollkommenheit der Eltern zeitweilig lassen muß, um es doch gleichzeitig zur inneren und äußeren Realitätsprüfung, d. h. auch zur Fremd- und Selbstkritik zu erziehen.

Es kommt wohl darauf an, zu wissen, in welcher Phase und in welcher Form diese Widersprüche ertragen, diskutiert und aufgelöst werden müssen. Ähnliche Probleme stellen sich dem Analytiker im Laufe eines analytischen Prozesses in bezug auf die Art seines deutenden Umgangs mit der Übertragung. Denn auch diese ist, wenn es sich um Idealisierungen von Elternfiguren oder um Spiegelübertragungen handelt, eine Illusion, und wenn es um Übertragungen früherer Objektbeziehungen geht, zumindest eine partielle Verkennung der Wirklichkeit des Analytikers. Solche Idealisierungen, Illusionen, Verzerrungen sich entwickeln zu lassen, sie zu ertragen, bis sie zu gegebener Zeit gemeinsam verstanden werden können, machen bekanntlich einen wesentlichen Inhalt der Analyse und ihres Erfolges aus. Zu welchem Zeitpunkt wir den Patienten mit Teilen seiner inneren und äußeren Realität konfrontieren, ihn konstruktiven Provokationen, den Schmerzen der Selbsterkenntnis aussetzen oder aber ihm seine Illusionen und Idealisierungen zeitweilig lassen, bis ihre Funktion gemeinsam verstanden werden kann, bleibt eine schwierige Entscheidung, die von der Erfahrung, der Feinfühligkeit, wie auch der spezifischen Persönlichkeit des Analytikers abhängt. Die Konfrontation mit der Wirklichkeit kann leicht dazu führen, daß wir dem Patienten seine „Realität“ quasi „um die Ohren schlagen“ und dadurch seine Widerstände verstärken. Die Aufrechterhaltung der Idealisierungen, indem man sie zu lange ungedeutet läßt, kann Ausdruck einer übermäßigen Schonung des Narzißmus von Patient und Analytiker sein. Das bringt den analytischen Prozeß zum Stagnieren und verhindert die Reifung des Patienten.

Ein letzter Fall soll darstellen, welche persönlichen Bedürfnisse junge Menschen dazu bewegen können, revolutionären politischen Gruppen beizutreten, welche Hoffnungen sie hegen, welche Enttäuschungen sie dabei erleiden und welchen Mißverständnissen sie ausgesetzt sein können.

Dora wurde als Tochter eines jüdischen Vaters im Osten Deutschlands geboren. Als im Laufe des Krieges die Verfolgung von Juden immer größere Ausmaße annahm, gingen Doras Eltern in den Untergrund und gaben die Tochter in die Obhut von Bekannten. Sie sah die Eltern nie wieder, erfuhr aber erst bei Kriegsende von ihrem Tod.

Im Grunde zürnte Dora ihren Eltern, daß sie sie verlassen hatten, obwohl sie rational einsah, daß es unter den gegebenen Verhältnissen kaum eine andere Möglichkeit gab. Von ihren Bekannten fühlte sie sich als fünftes Rad am Wagen behandelt, und ihre ganze Wut und Verzweiflung darüber, so allein und verlassen zu sein, richtete sie innerlich gegen diese.

Nach dem Kriege, als die dauernde Angstspannung nachließ, war Dora oft körperlich krank und fühlte sich seelisch bedrückt und ohne mitmenschlichen Kontakt. Erst als sie Anschluß an eine sozialistische Jugendorganisation fand, begann es ihr besser zu gehen. Sie sehnte sich nach einem Ideal und hatte ein dringendes Bedürfnis, sich mit Hilfe einer gemeinsamen Überzeugung Gleichaltrigen anzuschließen, um nicht mehr so allein zu sein. Auch wollte sie auf keinen Fall wieder in die Situation kommen, zu den Schwachen und Vorfolgten zu gehören oder sich als fünftes Rad am Wagen zu fühlen. Durch ihren Enthusiasmus und ihren Arbeitseinsatz gelang ihr ein relativ schneller politischer Aufstieg. Erst ein weiteres Trennungserlebnis lähmte ihren Schwung. Ihre politischen Freunde zeigten wenig Verständnis für ihre Situation und wandten sich mehr oder weniger von ihr ab, als ihre Arbeitsfähigkeit nachließ und sie manchen Fehler machte.

Auf die erneute Verlorenheit reagierte sie mit Angstanfällen und depressiven Zuständen. Sie hatte gerade begonnen, den traumatischen Verlust ihrer Eltern wie auch die eigenen Gefühle von Hoffnungs- und Wertlosigkeit mit Hilfe neuer Ideale und der Idealisierung ihrer politischen Organisation zu überwinden. In dieser Phase der Idealisierung und in ihrem Bedürfnis nach primärer Liebe und Urvertrauen hatte sie die Grenzen ihrer politischen Freundschaften nicht wahrgenommen. Die Ablehnung, die Dora von diesen neuen idealisierten Liebesobjekten erfuhr, bedeutete für sie nicht nur symbolisch die Wiederholung des Verlusts des primären Objekts (der Mutter), sondern reaktivierte auch ihre Schuldgefühle den verstorbenen Eltern gegenüber, von denen sie auf dem Höhepunkt ihrer pubertären Ambivalenz getrennt worden war. Unbewußt erlebte sie jede Ablehnung und Trennung als Strafe und Beweis ihrer Schuld, insbesondere da sie durch Art und Inhalt ihrer aktiven politischen Arbeit nicht nur Rache an ihren Verwandten nehmen wollte, sondern damit auch Ideale vertrat, von denen sie wußte, daß sie von ihren Eltern nicht gebilligt worden wären.

Die Folge dieser wiederholten schweren Traumatisierungen war, daß aus einem überdurchschnittlich begabten und lebhaften Kind ein ängstlicher, emotional und geistig eingengter Mensch wurde. Sie erlaubte sich keinerlei Phantasien, orientierte sich übermäßig an der Realität und hatte geradezu panische Angst davor, sich irgendwelche Illusionen zu machen. Sie erneuert Idealen, welcher Art auch immer, zuzuwenden, lehnte sie bewußt ab. Das könnte doch nur wieder zu unerträglichen Enttäuschungen führen, meinte sie.

In ihren mitmenschlichen Beziehungen konnte Dora kein Gefühl innerer Sicherheit entwickeln. Sie brauchte die konkrete Gegenwart ihrer Familienangehörigen, um nicht von Angst heimgesucht zu werden. Ihre Fähigkeit zur Phantasie, zur Symbolbildung und Verinnerlichung war durch ihre Angst vor Illusionen tief gestört. Aber gerade wegen dieser Unfähigkeit, innere Repräsentanzen, Symbole, Übergangsobjekte als Ersatz für äußere Liebesobjekte aufzubauen — ein Vorgang, der als Vorbedingung angesehen werden muß, Trennungen aktiv bewältigen zu können, die sonst nur passiv erlebt werden —, mußte sie auf die täglichen Trennungserlebnisse von ihren Angehörigen mit steter erneuter Angst antworten.

Wir haben gesehen, daß Idealismus, Idealisierung und Illusion verschiedenen — positiven wie negativen — Zwecken dienen können. Gefährliche Demagogen werden nicht selten idealisiert, im Namen von Idealen

können unvorstellbare Grausamkeiten begangen werden, Illusionen verbinden sich oft mit Selbsttäuschungen. Andererseits ist das Leben ohne Ideale leer oder hoffnungslos. Um Sicherheits- und Selbstwertgefühle aufzubauen, muß das Kind einen Erwachsenen idealisieren können, braucht es zeitweilig die Illusion von dessen Macht und Unzerstörbarkeit. Der Jugendliche braucht Ideale, für die er sich einsetzen kann, um die altersentsprechende Lösung von den Eltern einzuleiten und um seine von kindlichen Identifikationen geprägten Interessen, Erkenntnisse und Wertvorstellungen zu erweitern und neu zu ordnen. Wenn sein normales Bedürfnis nach neuen Idealen nicht neurotisch gehemmt wurde, fällt es dem Jugendlichen im allgemeinen auch nicht allzu schwer, einen Menschen zu finden, den er idealisieren kann, oder eine Sache, eine Ideologie zu entdecken, die für ihn von idealem Wert ist. Seine relativ begrenzte Menschenkenntnis, seine egozentrische Beschäftigung mit sich selbst und seine scharfsichtige aber einseitige kritische Urteilsfähigkeit können natürlich den psychischen Mechanismus der Idealisierung auch zu einem gefährlichen Instrument machen. Vor dem Hintergrund der oft festgefahrenen und nicht weniger blinden Ideale und Idealisierungen der Erwachsenen erscheint die Begeisterungs- und Bewegungsfähigkeit der Jugendlichen allerdings als die einzige Hoffnung auf eine Änderung unserer Gesellschaft.

Die vom Jugendlichen idealisierte Person ist meist ein Erwachsener, kann aber auch ein Gleichaltriger sein. Die Begeisterung für einen Erwachsenen, wie auch die für eine Sache oder Ideologie, muß im allgemeinen von anderen Gleichaltrigen geteilt werden, wenn sie für längere Zeit aufrechterhalten bleiben soll. In diesem Zusammenhang ist die folgende typologische Unterscheidung zwischen dem Rebellen und dem Revolutionär vorgeschlagen worden: Der Rebell bleibt an seinen pubertären Vaterhaß fixiert und kämpft gegen eigene unbewußte Bedürfnisse nach kindlicher Abhängigkeit. Der Revolutionär, der idealiter seine pubertäre Phase überwunden hat, vermag die gegenwärtige gesellschaftliche Situation treffend zu analysieren, daraus eine Theorie ihrer möglichen Änderung abzuleiten, die kritischen und suchenden Zeitgenossen als Orientierung dienen kann (A. Mitscherlich, 1970).

Wenn ältere und jüngere Generationen in ihren Idealen einigermaßen übereinstimmen und beide an deren Verwirklichung in der gegebenen Gesellschaft glauben, verläuft — jenseits der unmittelbaren pubertären Ablösungsphase — die Anpassung der Jugendlichen an ihre definitive Rolle als Erwachsene meist relativ unauffällig. Erst dort, wo das Auseinanderfallen von Ideal und Wirklichkeit für den kritischen Betrachter

nicht mehr zu übersehen ist, die ältere Generation aber trotzdem die Augen schließt, wird die Auseinandersetzung unvermeidbar. Das Beharrungsvermögen alter, aber sprunghaft wachsender Institutionen — z. B. der Universität — scheint stärker zu sein als ihre Fähigkeit, aus der Kritik der jungen Generation zu lernen und der veränderten Situation Rechnung zu tragen. Was die Studenten betrifft, so können sie die Institution Universität nicht idealisieren, weil sie dort das Erwartete nicht finden: ein Zentrum authentischer geistiger Auseinandersetzung über die Probleme ihrer Zeit. Sie machen sich keine „Illusionen“ mehr. Die heutigen Erben der studentischen Revolte suchen scheinbar in ihrer Mehrheit neue ideologische Panzerungen, tendieren zu Gemeinschaften, die abermals autoritär, hierarchisch geordnet, meinungsbesessen und von der fraglosen Richtigkeit ihrer Anschauungen überzeugt sind. Offenbar haben sie sich mit dem Aggressor, den sie ursprünglich bekämpften, unbewußt identifiziert. Daß sie an ihrem elitären, den Uneingeweihten ausschließenden Gruppenjargon festhalten, ist verständlich, denn er dient dem Zusammenhalt einer Gruppe, die sonst Gefahr liefe, wieder in vereinsamte, desorientierte Individuen zu zerfallen. Es bleibt abzuwarten, in welcher Form Utopie, Hoffnung, Ideale und Illusionen die Auseinandersetzung über die großen ungelösten Sozialprobleme der Gegenwart beeinflussen können. Sie stehen gegen technokratische Achtlosigkeit für das Individuum, das seinen Sinn sucht.

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, 6 Frankfurt a. M., Myliusstr. 20)

Summary

Problems of idealization. — Within the overall framework of the psychoanalytic theory of socialization and of social psychology, the nature and function of idealization have been closely defined. Idealizations mediate between an individual's drive-related wishes and the cultural tradition. In the present paper an attempt is made to distinguish between the progressive and regressive functions of idealizations which occur in the psychic economy of individuals and collectivities and to spell out the significance of idealizations for political action. Case sketches and references to collective behavior in Germany before and after 1945 are presented for illustrative purposes.

BIBLIOGRAPHIE

- Erikson, E. H. (1972): Play and actuality, in: Play and Development (Hg. Maria Piers). New York (Norton).

- Fenichel, O. (1945): *Psychoanalytic Theory of Neurosis*. New York (Norton).
- Freud, A. (1936): *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. München (Kindler) 1964.
- Freud, S. (1927): *Die Zukunft einer Illusion*, GW XIV, 356.
- (1930): *Das Unbehagen in der Kultur*. GW XIV, 504.
- Grunberger, B. (1971): *Le Narcissisme*. Paris (Payot).
- Kohut, H. (1973 a): *Narzißmus*. Frankfurt (Suhrkamp).
- (1973 b): *Narzißmus und narzißtische Wut*. *Psyche* 27, 513—554.
- Laplanche, J. und J.-B. Pontalis (1972): *Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt (Suhrkamp).
- Lifton, R. J. (1971): *Protean man*. *Arch. Gen. Psychiat.* 24, 298—304.
- Mitscherlich, A. (1970): *Protest und Revolution*. *Psyche* 24, 510—519
- (1972): *Two kinds of cruelty*. Unveröff. Manuskri.; Vortrag gehalten am Psychoanalytischen Institut, San Francisco.
- und M. Mitscherlich (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern*. München (Piper).
- Schafer, R. (1967): *Ideals, the ego-ideal, and the ideal self*. In R. R. Holt (Hg.): *Motives and Thought. Psychoanalytic Essays in Honor of David Rapaport*. New York (Int. Univ. Press).
- Stone, I. und J. (1937): *Dear Theo*. London (Constable).
- Winnicott, D. W. (1953): *Übergangsobjekte und Übergangsphänomene*. *Psyche* 23 (1964), 666—682.
- (1971): *Playing and Reality*. London (Tavistock); deutsche Ausgabe in Vorbereitung. Stuttgart (Klett) 1974.